



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kuranda, I.: Französisch und Deutsch. : vorgelesen im Waux-Hall zu  
Brüssel. II. : Die Literaturen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Französisch und Deutsch.

Vorgelesen im Vaur-Hall zu Brüssel,

von

J. K u r a n d a.

### II.

#### Die Literaturen.

Die Weltgeschichte ist von denselben Gesetzen durchdrungen, wie die Naturgeschichte. Die Ordnung der Natur bleibt sich gleich, von dem kleinsten Grashalm einer Wiese, bis zu dem höchsten Gedanken eines Sokrates. Ein Baum, ein Mensch, ein Volk, Ein Gesetz gilt für Alle. — Eine Eiche wächst aus der Erde, steigt hoch empor, treibt hundert Zweige, lebt tausend Jahre, verdorrt endlich, verfault und verschwindet. Aber in der schönsten Zeit ihrer Kraft, da hat ein milder Wind die Blüten von ihren Blättern losgelöst, und hat sie fortgetragen, weithin in ein fremdes Land, dort hat er sie auf den Boden unsichtbar niedergelegt. Jahre verfloßen; da beginnt aus dem fremden Boden allmählig ein junger neuer Eichenbaum sich empor zu heben, und er breitet gleichfalls seine Arme aus, und blüht und befruchtet.

Ganz so ist es mit den Nationen. Die Aegyptier, die Hebräer, die Griechen, die Römer, die Mauren — alle blühten, spannten ihre Zweige weit aus, und erhoben stolz und kühn ihre Wipfel, und alle wurden auch wieder alt, verdorrien und verschwanden. Was war der Zweck ihres Daseins? Die Blüten, die sie ausgeströmt, die Ideen, die sie hinterlassen! Das alte Aegypten hinterließ uns die steinerne Weisheit seiner Hieroglyphen, Judäa ließ uns seine Bibel, die Griechen ließen uns ihre Kunst und Dichtung, die Römer ihre Staatswissenschaft — und unsichtbare

Lüfte haben die Blüthen dieser längst vermoderten Bäume von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk getragen, und ihr altes Mark lebt verjüngt in unsren Adern. — Die Poesie eines Volkes aber ist so inniglich mit seinem Nationalleben verwandt, daß wir fast immer in der Zeit der kräftigsten Entwicklung einer Nation auch die schönste Blüthe ihrer Kunst und Dichtung sich entfalten sehen. Die Zeit in welcher Aeschylus, Sophokles, Euripides ihre unsterblichen Dramen dichteten, war zugleich die Periode, in welcher der politische Glanz Griechenlands seinen Zenith erreicht hatte. Wann dichtete Horaz, Virgil, Ovid? In einer Zeit, wo der römische Staat von seiner Macht so berauscht war, daß er seinem Herrscher den stolzen Namen Augustus beilegte. Als Dante und späterhin Ariosto und Tasso die Poesie auf den seit Jahrhunderten ausgedörrten Boden Italiens pflanzten, da floss noch das kräftige Blut eines selbstständigen, Bürgerthums in den Adern der italienischen Staaten. Zur Zeit als Carl V. und Philipp II. den Namen Spaniens als die erste Macht Europa's gefürchtet machten, da dichteten Cervantes und Lopez de Vega. Zur Zeit Elisabeth's, als die jugendliche Nationalkraft England's nach langen Kriegen sich aufrichtete, da erhob Shakespeare sein riesenhaftes Haupt. Und brauch' ich an das glänzendste Zeitalter der französischen Poesie, an Corneille und Racine zu erinnern? Brauch' ich zu erwähnen, daß es mit der prächtigen Macht Ludwigs XIV. zusammentraf?

So finden wir fast immer, da wo der Körper einer Nation in voller Gesundheit frohzt, die Poesie als eine gesunde Nothe auf seinen Wangen sich lagern.

Allein keine Regel ohne Ausnahme, und die deutsche Literatur bildet in dieser Beziehung die seltsamste Ausnahme der Welt. Gerade zu der Zeit, wo der Körper Deutschlands von vielfachen schweren Krankheiten erschöpft und matt auf seinem Bette lag, nach dem gräßlichen Blutverluste, den der dreißigjährige Krieg, der spanische Successionskrieg dem Herzen Deutschland's entpreßte, da erschien plötzlich die Literatur, die Poesie, wie eine jungfräuliche Krankenschwester an seinem Lager und labte ihn und pflegte ihn, bis er gesund und stark sich erhob, und auf kräftigen Füßen da stand. Denn während alle andern Literaturen ihre Existenz der Nationaleinheit verdanken, verdankt umgekehrt Deutschland seine Nationaleinheit zunächst seiner Literatur. Das was den Würtemberger an, den Sachsen, den Bayern an, den Hanoveraner knüpft, das ist

wahrlich nicht die Einheit der Geschichte und der gemeinschaftlichen Nationalschicksale, die sie seit Jahrhunderten miteinander brüderlich verlebte; im Gegentheil; nie ist Deutschland gegen das Ausland so oft in Waffen gestanden, als wie es gegen sich selbst in Waffen stand. Was ist denn das Bindungsmittel, was die deutschen Völker und Völkerverein zu einer großen Nation vereint? Die Sprache ist's, die Literatur.

In dieser Beziehung, sowie auch in vielen andern, kann die deutsche Literatur mit keiner sonstigen verglichen werden, als mit der griechischen. Auch Griechenland war, wie Deutschland, in viele kleine Staaten zerschnitten und zertheilt, und das kriegerische Sparta stand dem frühlichen Athen fast in demselben Verhältniß gegenüber, wie das Landwehrgerüstete Preußen neben dem heitern Oesterreich. Und Corinth und Theben, und Elis und Syrakus standen wie Hessen und Weimar, wie Baden und Nassau, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Aber die Harfe Homers war ein Heiligthum für Alle. Die politische Einheit Deutschlands ist in Frankfurt mit schwieriger Staatskunst centralisirt worden, aber die moralische Einheit Deutschlands hat einen viel natürlicheren Centralpunkt, er heißt: Friedrich von Schiller. —

Getreu meinem Programm will ich es versuchen, den Gang, welchen die Geschichte der deutschen Literatur genommen, mit festem Hinblick auf die französische, in einer kurzen Skizze zu schildern, und ich erlaube mir, diese Skizze mit einem Märchen zu eröffnen, welches ich in einem der ältesten Fabliaux gefunden habe. Dieses Märchen beginnt, wie alle seine Geschwister, mit dem unvermeidlichen *Il y avait une fois un Roi et*.

Also es war einmal ein König und eine Königin, die herrschten über ein glückliches Land; zwei liebliche Knaben waren die Frucht ihrer Ehe. Der König dachte, das Reich, welches er als Erbtheil einst hinterlassen werde, unter sie zu theilen. Seine höchste Sorge war daher auf die Erziehung dieser beiden Söhne gerichtet. Er wollte ihr Herz und ihren Verstand würdig heranbilden, um einst den hohen Beruf, zu dem sie bestimmt, erfüllen zu können. Erfahrung allein erweitert den Verstand, und Unglück nur bildet das Herz. Dies war der Grundsatz des Königs, und er beschloß, seine Söhne, sobald sie das nöthige Alter erreicht, hinaus in die Welt zu senden, um, beraubt von allen königlichen Vorrechten, im Sturme des Lebens ihre Kraft zu entwickeln und ihren Charakter zu bilden. Aber die Königin, die Mutter,

wollte sich von ihren geliebten Kindern nicht trennen, — Nach vielen Thränen, Reden und Vorstellungen wurde endlich ein Mittelweg gefunden. Der eine Knabe sollte nach dem Willen der Mutter im väterlichen Hause bleiben und erzogen werden, der andere dem Wunsche des Vaters gemäß in die Wildniß des Lebens ausgeführt werden. An einem schönen Morgen, da wurde der jüngere Knabe, einen Bündel auf dem Rücken, einen Schlauch an der Seite, einen Wanderstab in der Hand, hinausgeführt auf die hohen Berge, welche die Grenzen seines väterlichen Reiches bildeten. Dort zeigte ihm der König die dampfenden Thäler, die unbegrenzten Straßen und Waldungen, die zu seinen Füßen lagen. Als Knabe ziehst Du aus, als Mann kehre wieder, sprach er ernst und legte seine Hand segnend auf dessen Stirn. Die Mutter warf sich noch einmal schmerzlich um seinen Hals, und weinend kehrte sie zurück in ihr königliches Schloß, um in der Erziehung ihres ältesten Sohnes Erfas und Trost zu suchen.

Bis an den Fuß des Berges begleiteten die Ritter und Edlen des Königs den kleinen Wanderer, dann trennten auch sie sich von ihm, und einsam stieg der Knabe die Thäler hinab. Welchen Schicksalen wurde der arme Kleine zur Beute? Und wie hat der ältere Bruder, der im goldenen Palaste des Vaters zurückgeblieben ist, seines Glückes würdig sich gezeigt?

Hier, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, schlage ich das Buch des alten Fabliau zu, und entfalte die Blätter der Literaturgeschichte vor ihren Augen. In diesen Blättern finden Sie die weitere Lebensgeschichte jener beiden Söhne, Tag für Tag aufgezeichnet; denn jener älteste Knabe ist kein anderer als die französische Poesie, jener jüngere, durch Wald und Felsen umherwandernde, er ist die deutsche. Beide sind in einer Wiege gelegen, beide haben ihre ersten Kinderjahre unter dem Dache fürstlicher Paläste verlebt. Die Troubadours in Frankreich und die Minnesänger in Deutschland fanden ihren Mittelpunkt an den Höfen jener Zeit. Kaiser und Könige, Fürsten und Herrn waren die Taufpächter jener allerersten, frühzeitigen Reime der Poesie. Die Dichtkunst war damals eine Prerogative der vornehmen Stände, eine Mode der Aristokratie, wie Gold und Seide und andere Artikel des Luxus. Und diese vornehmen Elemente, diese aristokratisch feinen Hände, diese galanten Wendungen und Hofsitten hat die französische Poesie für alle Zukunft beibehalten. Denn wahrlich, nie hat ein Kind eine sorg-

fältigere Erziehung genossen, als die französische Sprache; nicht einmal die italienische, für die doch die Päpste, die Medicis, die Este hinlänglich gesorgt haben. Als die Literatur in Frankreich noch in den Kinderschuhen war, und ein Falkhäubchen trug, erhielt sie schon die ausgezeichnetsten Lehrer. Es ist bekannt, daß in Paris die allerälteste Universität Europa's sich befindet, und daß hiedurch diese Stadt frühzeitig ein entschiedenes Uebergewicht für alle wissenschaftlichen Fragen erhielt. Natürlich, daß ein Institut, welches so weit hin seinen Arm erstreckte, auf die Literatur, die zu seinen Füßen empor wuchs, einen um so mächtigeren Einfluß ausübte. So sehen wir denn schon frühzeitig Paris als das Centrum des französischen Schriftwesens. Und da der Ruhm der Pariser Universität damals namentlich in der Scholastischen Disputationskunst bestand, so finden wir bei dem Kinde, welches unter ihren Augen aufwuchs, schon frühzeitig das Talent der Beredsamkeit sich ausbilden.

Später als der Knabe älter wurde, da erhielt er Unterricht im Griechischen und Lateinischen, da kam Monsard, jener vortreffliche Schulmeister, dem aber das Unglück passirte, daß man ihn für einen großen Dichter hielt, und der deshalb von der Nachwelt verspottet wird, dessen Verdienste aber nichtsdestoweniger außerordentlich sind. — Denn dieser Monsard war es, der das Gesicht der französischen Poesie dem classischen Alterthume zuwendete, und den Weg ihr vorzeichnete, den Racine und Corneille so siegreich betreten. Nachdem nun dieser Monsard dem jungen Zögling eine hinlängliche Quantität Griechisch und Latein einstudirt hatte, kam Malherbe und blühtete ihm die vom Schulsstaub besleckten Kleider aus, wusch ihm die Dintenflecken aus dem Gesicht und sagte ihm, daß er sich von nun an abgewöhnen müsse, lateinische und griechische Worte in die Conversation zu mischen, weil sich dieß für einen wohlherzogenen jungen Mann nicht schicke. Nun erst wurde der Jüngling in die große Welt eingeführt. Zwar, da er vornehmen Ursprungs war, hatten seine vornehmen Verwandten ihn während seiner Studienzeit gar häufig auf seiner Studierstube freundlich besucht.

Aber in die große Welt wurde der Zögling erst eingeführt, nachdem er seine Studien zurückgelegt. Er kam an den Hof, und hier öffnete sich ihm eine neue Welt. Die Huldigung, mit der man ihm überall entgegenkam, spornte seine Lebensgeister noch höher. Aber auch am Hofe selbst wurde für seine Ausbildung noch weitere Sorge getragen. Richelieu stiftete die Akademie, vierzig Männer wurden beauftragt, über

seine Sitten zu wachen, ihn von Ausschweifungen abzuhalten und mit ihrem gelehrten Rath ihn zu unterstützen. Welche Erfolge mußte eine solche Erziehung haben! Und doch habe ich der Hauptsache noch nicht erwähnt. Man behauptet, daß die Gesellschaft edler Frauen am meisten dazu beiträgt, die Ausbildung eines jungen Mannes zu beschleunigen. Die Wahrheit dieser Behauptung hat sich bei der französischen Literatur am meisten bestätigt. All die schönen Charakterzüge dieser Literatur, den feinen Geschmack, den zarten Sinn, die Eleganz des Ausdrucks, dies alles dankt sie den Frauen. Denn auf keine Literatur der Welt haben die Frauen so vielen Einfluß geübt, als auf die französische. Von jener Clemence-Faure bis herab auf die Georges Sand, wie viele schöne Hände haben da in das Gewebe der französischen Literatur eingegriffen: Marie de France, Margarethe von Navarra, Maria Stuart, Mad. de Lafayette, die Sevigné, die Scuderie, die Beauford, die Stael ic. Und das Wirken dieser Frauen war nicht etwa wie in andern Literaturen ein reproducierendes, ein den Männern nachahmendes; es war schöpferisch, selbstständig. Welche tiefe Spuren haben nicht die Werke der Stael und Dudevant gegraben. Ja, nicht nur als Schriftstellerinnen, sondern auch im gewöhnlichen Leben haben die Frauen auf die Bildung der französischen Poesie eingewirkt. In den Salons der Marquise de Rambouillet, der Madame de Longeville, da hat man das Costüme des jungen Prinzen mit manchen Stickerien versehen, und ihm gar oft die Haare von der Stirne zurückgestrichen.

So kam es, daß zur Zeit Ludwigs XIV. die französische Poesie als großjährig erklärt, und ihr die Herrschaft über ganz Europa eingeräumt wurde. Wie sollte man nicht? Jeder Einzelne sah in ihrem Spiegel sein Lieblingstbild abgemalt. Die Gelehrten sahen den griechischen und römischen Einfluß, der ihr zum Grunde lag. Der Adel hörte die feinen Hofflänge, die aus ihr hervorklönten, die Frauen fühlten den weiblichen Hauch, der sie daraus anwehte. Ueberall wurden ihr daher Triumpfsorten erbaut, überall unterwarf man sich freiwillig ihrem Zepher. — —

Wie ganz anders war dagegen das Schicksal des jüngern Knaben, der deutschen Literatur! Wie mußte er herumirren von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, wie oft wurde ihm ein freundliches Nachtlager versagt, und er mußte unter freiem Himmel sein Haupt niederlegen. Die deutsche Literatur, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, hat nur

zwei glückliche Lebensepochen gehabt, die erste zu der Zeit der Minnesänger in ihrem Kindesalter, wo sie träumerisch und unbewußt in der goldenen Wiege lag, und in ihrer letzten Zeit, wo sie, wie ein kräftiger Mann, sich plötzlich aufraffte, und die schmählichen Bande, mit denen sie gefesselt war, zerriß, und den schweren Hammer ergriff, das Erbtheil des alten deutschen Gottes Odin, und an die Pforten der Völker mit donnern- den Schlägen klopfte, und Einlaß begehrte, und ihn auch erhielt.

Die Zeit, die zwischen diesen beiden glücklichen Epochen unserer Literatur liegt, war eine Zeit schwerer Prüfung und harter Leiden. Unsere Poesie hat in dieser Zeit viel Ähnlichkeit mit jener heiligen Genoveva, die, von der Seite ihres ritterlichen Gatten verstoßen, nackt und barfuß in der Wildniß umherirrt, und ihr Kind mit Kräutern und Wurzeln, mit der Milch einer mitleidigen Hirschkuh ernähren muß; bis nach langen Jahren ihr Gatte auf der Jagd sie zufällig wieder findet, und, gerührt von ihrer Schönheit und Ausdauer, ihr zu Füßen fällt, und sie unter Sang und Klang wieder in sein Schloß zurückführt.

— Wird fortgesetzt. —